



Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur
Schwanheimer Zeitung.
Verlag von Peter Hartmann in Schwanheim a. M.

1917. * Nr. 30

Kleinstadt Menschen.

Roman von Robert Mich.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Bahnhof von Fichtenrode lag etwas abseits von der Stadt in einer Talwelle. Man mußte durch die ganze, langgestreckte Hauptstraße fahren, die fast alle Thüringer Bergstädte durchquert, um den Bahnhof zu erreichen. Heute — es war noch dazu Sonntag — herrschte dort reges Leben, wenigstens nach Fichtenroder Begriffen.

Durch die Bediensteten des Merkelschen Hauses und die große Familienkutsche, die mit feierlicher Langsamkeit die Stadt durchraffte, hatte sich die Ankunftszeit der „Italienischen“, wie sie der Fichtenroder Volksmund bereits nannte, in der Stadt verbreitet.

Die Restauration des Bahnhofes war dicht besetzt; auf dem Bahnsteige schlenderten junge Mädchen Arm in Arm umher und blickten neugierig auf Bruno, der still in einer Ecke stand, ohne auch nur einen Blick auf diese zu werfen.

In kleinen Städten ist ja der Bahnhof der Anziehungspunkt aller Müßiggänger und aller „Vergnügungssüchtigen“.

Hatten schon die Vorbereitungen in diesem sonst meist verschlossenen Gartensüßholz der Merkelschen Villa, durch die Diensthofen in allen Einzelheiten hinausgetragen, das Interesse der guten Fichtenroder erregt, so war das seit dem Honoratioren-Kränzchen noch bedeutend gestiegen.

Die älteren Leute trauten ihre Erinnerungen an den alten Merkel aus. Gab es doch sogar einige, die noch den Großvater des Kommerzienrates, den Müller ge-

kannt hatten, wie er in Zipselmütze und Hemdsärmeln vor seiner Mühle stand.

Und die Zwietracht im Merkelschen Hause, deren sich sehr viele noch erinnerten, wurde lang und breit erörtert.

Natürlich kam es zu keiner Klärung darüber, ob erst jetzt eine Ausöhnung erfolgt sei, ob der Philipp wirklich ein italienisches Mobellmädchen geheiratet hätte, ob — ob — ob —

Die Mythenbildung heftet sich immer an die Spitzen einer menschlichen Gemeinschaft; und Kommerzienrats bildeten trotz Landrat, Bürgermeister und Amtsgerichtsrat die höchste Spitze der Honoratioren. Einige erzählten sogar ernsthaft, Philipp habe in Italien sein Brot mit der Drehorgel verdient, und seine Frau, eine schöne Zigeunerin, habe dazu getanzt. Jedenfalls erwartete man etwas Außerordentliches und Fremdartiges von Vater und

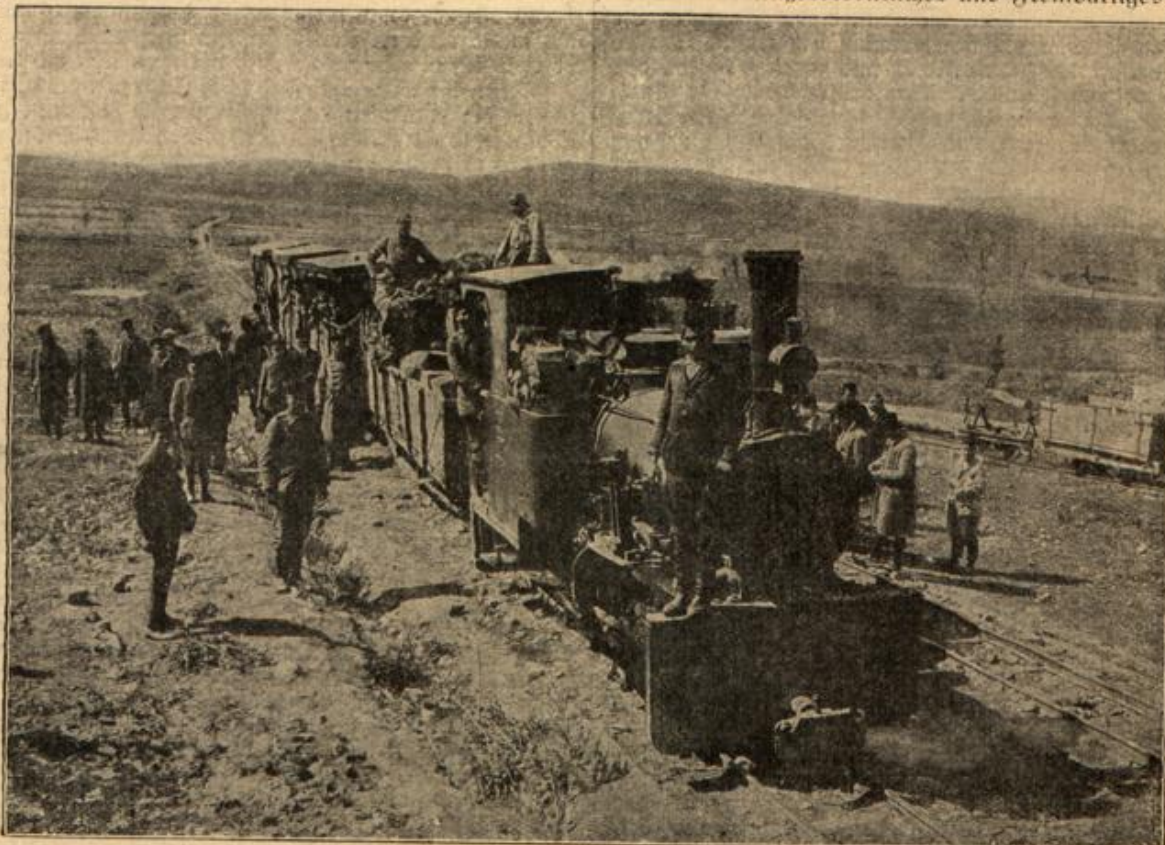
Tochter und starre voller Neugierde dem Zug entgegen, der jetzt brausend und zischend in die offene Halle fuhr.

Als aber nach dem kleinen Kommerzienrat ein älterer, feingekleideter Herr dem Coupé entstieg, war man stark enttäuscht. In seinem langen, dunklen Mantel mit dem steifen Filz konnte es ebenfögar ein höherer Beamter oder aber sonst etwas „Besseres“ sein.

Der „Italiener“ und Künstler trug keine rote Schärpe, nicht einmal einen malerischen

Schlapphut oder wenigstens ein Sammetjackett, wie man doch von einem richtigen Künstler mit Sicherheit zu erwarten berechtigt war — ja nicht einmal lange, wallende Locken hatte er.

Und auch das junge Mädchen, das jetzt dem Abteil entstieg, hatte durchaus nichts Absonderliches oder Zigeunerhaftes an sich. In ihrem dunkelgrauen, knappen



Vom Kriegsschauplatz in der asiatischen Türkei: Materialzug auf einer türkischen Kleinbahnstation in Kleinasien. Durch eine Reihe von Kleinbahnen wurde auf der Kleinasiatischen Halbinsel die Zufuhr für die türkischen Truppen sichergestellt. Phot. Bild- und Filmbau.

Schneiderkleid, mit einer kleinen Faltmütze auf dem blauschwarzen Haartnoten, sah sie zur Augenweide aller männlichen und zum stillen Reiz aller weiblichen Fichtenroder ganz ungemein vornehm aus.

Mehrere junge Herren, Schüler und Merkursjünger, verloren sogleich ihr Herz an diese junge Schönheit.

Man sah dann noch neugierig zu, wie der Kesse den Entel umarmte, der jungen Dame die Hand schüttelte; und dann gingen die Herrschaften schnell auf den Wagen zu — der Kommerzienrat freundlich alle Grüße erwidern — und fuhren in schlanke Trabe davon. Nicht einmal das Gepäc, das unter Beihilfe des alten Friedrich auf einen Merkelschen Arbeitswagen verladen wurde, zeigte irgendeine Besonderheit. Einige sehr elegante, sichtlich neue Ledertöffer und Handtaschen, das war alles.

Keine Staffelei, kein Afse oder Papagei, noch sonst etwas Merkwürdiges zeigte sich den neugierigen Blicken der Fichtenroder. Man war also entschieden nicht ganz auf seine Kosten gekommen, als man sich hierher bemühte.

In tiefer Bewegung trat Philipp durch die Gitterpforte des vorderen Gartens, die das Merkelsche Besitztum von der langsam aufsteigenden Straße trennte. Auf seinem Stod gestützt, blieb er schwer atmend stehen. Da lagen sie vor ihm, die grünen Tannenberge, auf deren höchsten Spitzen es noch schneelig schimmerte, in denen er einst als Knabe umhergestreift war. Er stuchte ein wenig, als er die stattliche, rote Sandsteinvilla erblickte. Aber da links — in seinen Augen schimmerte es feucht — da lag das liebe, alte Haus mit dem großen, roten Ziegeldach — sein Vaterhaus. Sein Herz, sein armes, krankes Herz klopfte stürmisch. Es war ja die Heimat, nach der er sich selbst in seinem höchsten Glück, in dem alten Nitternest am blauschimmernden Meere, heimlich zurückgesehnt hatte.

Und der Wind, der jetzt mit leisem Rauschen durch die grünen Wipfel da oben und durch die roten Ziegeldächer da unten strich, der den Rauch aus den Schornsteinen wie graue Fädchen zur Seite wirbelte, das war der alte, liebe, leise Heimatswind, frisch und würzig wie die Luft auf den Bergen, aus denen er hervorbrach, gesättigt mit Tannenduft und Harzgeruch. Der hatte einst den Knaben umweht, wenn er jene Wälder und Höhen durchstreifte mit leuchtenden Augen, nach Blumen und Pilzen suchend.

Längst vergessene Tage und Menschen wachten wie aus tiefem Schlafe wieder auf. Die Eltern, die Lehrer, die Freunde, der und jener Nachbar standen plötzlich lebendig vor ihm. War es denn den Einsatz wert, was er erstrebt und erreicht hatte, den Einsatz von Heimat und Familie? War er nicht wie ein kindischer Tor hinausgestürzt in die ach so grausame, liebeleere Welt; und handelten die nicht am klügsten, die sich nicht von der Scholle lösten und still nach der väter Weise weiter lebten?

So mächtig entfaltete die Erinnerung an vergangene Zeiten ihre schillernden, buntfarbigen Flügel, daß sie alles überschattete, was sonst gewesen war und was das Leben auch ihm an goldenen Früchten dargereicht hatte. Ein Gefühl der Ruhe und Geborgenheit kam plötzlich über ihn, wie er es seit vielen Jahren nicht mehr empfunden hatte. Alle Angst und Qual der letzten Jahre lösten sich von ihm ab — helle Sonne ringsum. Es war ihm, der ja längst abgeschlossen hatte mit dem Dasein, als könne er hier wieder genesen. So mußte dem Schiffer zumute sein, der nach langer, stürmischer Fahrt endlich in den stillen Hafen läuft.

Sie waren alle stehen geblieben und sahen auf den tiefbetragten Mann. Der kleine Herr griff nach der Hand des Bruders und drückte sie stumm.

Philipp lachte plötzlich hell auf und deutete mit dem Finger auf eine runde Bergkuppe am Horizont. „Weißt du noch, August? Da oben haben wir uns einmal verlaufen, bis uns der alte Förster traf und nach Fichtenrode zurückbrachte.“

Aber das Gesicht des kleinen Herrn zeigte es wie in tiefer Nüßrung. Er zwinkerte mit den kleinen, gutmütigen Auglein.

„Ja, ja — und als uns der Vater schalt und mit dem Stod kam, da wollte jeder der Schuldige sein. Da hat er gelacht und uns laufen lassen.“

Wie gebannt blickten des Malers Augen auf das alte Haus, das sich links vor der trennenden Mauer tief im Garten versteckte, als schäme er sich vor seinem modisch gepudten, jüngeren Bruder, der roten Sandsteinvilla mit den großen Fenstern und dem Säulenbalkon in griechischem Stil.

Es war ein richtiges Thüringer Fachwerthaus — das Balkenwerk vom Alter gebräunt, mit zierlichen, grüngerstrichenen Holzrahmen um die niedrigen Fenster. Und das hohe, rote Ziegeldach saß etwas schief wie eine led aufgestülpte Zippelmütze.

Nichts Besonderes war daran zu sehen; unscheinbar und alt war es — aber sein Elternhaus. Es umschloß eine Fülle von Erinnerungen — sein Kinderparadies.

Er nickte ihm zu, als wolle er sagen: „Willkommen, altes Haus! Ich bin wieder da — ich, der Philipp... Weißt du noch?“

Dann maß er mit verwunderndem Blick die prachtvolle Villa und sagte leise: „Dahinter stand die Mühle früher. Schade darum — sie klapperte so lustig!“

Der kleine Herr schlug die Augen nieder, als schäme er sich, das Bild der Heimat verändert zu haben.

„Es ging nicht anders, Philipp... Es war der einzige Platz. Und wir brauchten das alte Haus für die Kontors... und sie wollte doch das neue Haus.“

Leise rührte er den Bruder an die Schulter:

„Komm jetzt! Sie erwartet uns.“

Der Maler wachte wie aus einem tiefen Traume auf, seufzte leise und folgte dem vorangehenden Bruder. Es war nicht so leicht, vierzig Jahre zu überspringen.

Die beiden Gäste machten erschauerte Gesichter, als sie jetzt in den Vorraum traten, in dem ein kleiner Marmor-Springbrunnen leise plätscherte und bunte, leuchtende Dvalscheiben ein geheimnisvolles Licht verbreiteten.

Marmorstatuen, Marmorwände — eine Marmortreppe, die in zwei großen Wangen nach oben lief und mit einem dicken, grünen Blüschläufer bedeckt war: alles machte einen überwältigenden Eindruck auf die Malersleute, die nur an die verblichene Pracht ihres mittelalterlichen Castel Moro gewöhnt waren.

Noch mehr aber imponierte ihnen, ja stößte ihnen beinahe ein wenig Angst ein die hochauferlichtete, stolze Gestalt Frau Ijas, die mit strengem, feierlichem Empfangsgesicht in der Türöffnung des großen Salons stand und sie höflich, aber kühl gemessen begrüßte. Sie sagte einige offizielle Worte und ließ sich von der etwas eingeschüchterten Richte die Hand küssen.

Es ging kein Hauch von Wärme von ihr aus, sie lächelte nicht und war ganz große Dame.

„Empfang der Gäste in der Wartburg“, dachte der Maler, der etwas zur Ironie neigte, und den in diesem fremden, nie gesehenen Hause kein Heimatsgefühl überkam.

Frau Ija bat die Gäste, den Reifestaub abzuschütteln und dann den See mit ihr zu nehmen.

Darauf zog sich die Frau Kommerzienrat stolz zurück, die weitere Führung Bruno und dem Kommerzienrat überlassend.

Es ging die feierliche Marmortreppe hinauf, dann durch einen Seitengang in den erst später angebauten Gartensflügel.

Der kleine Herr sprach eifrig, herzlich und schnell auf sie ein, als wolle er den feierlichen Wartburg-Eindruck verwischen; und er rieb sich dabei fortwährend verlegen lächelnd die Hände.

Wenn ihr Erschauen sich noch steigern konnte, so war es jetzt, als sie die Räume betraten, die für sie bestimmt waren. Je ein Wohn- und ein Schlafzimmer für Vater und Tochter. IJes Wohnzimmer mit einer blaßblauen Damasttapete bespannt, die eleganten Möbel in hellgrauem Ahorn mit ähnlichem Stoffe — dazu ein Schaufelstuhl, ein Blumentisch mit blühenden Gewächsen, eine kleine Staffelei, hübsche, helle Bilder und allerlei elegante Nippes.

Vor einigen Jahren war das alles neu hergerichtet worden für Graf und Gräfin Asten, entfernte Verwandte Frau Ijas, die hier einige Urlaubsmonate als billige Sommerfrische verlebt hatten.

So ungern die Kommerzienrätin die neuen Angehörigen in ihrem Heim sah, für eine würdige Aufnahme hatte sie dennoch gesorgt und alles aufs schönste wieder herstellen lassen.

Bornehme Gastfreundschaft gehörte nun einmal zu den aristokratischen Tugenden. Auch war sie viel zu eitel, um nicht vor diesen Leuten, diesen Bohémes, mit ihrem Reichtum glänzen zu wollen. Hätte sie sehen können, mit welch naiver, kindlicher Freude IJse Carlotta durch die Zimmer tanzte und vor jedem hübschen Möbel oder Schmuckstück in Verwunderung ausbrach, Frau Ijas Stolz wäre sicher befriedigt gewesen.

Das Leben nahm seinen alten Fortgang. In Fichtenrode fingen sie an, sich an die „Italienischen“ zu gewöhnen.

Man sah die beiden alten Herren viel spazierengehen. Philipp blühte neu auf, und der Kommerzienrat widmete ihm jede freie Minute. Auch die jungen Leute waren in den paar Wochen gute Freunde geworden. Wie Kameraden hatten sie sich manches anvertraut, was niemand zu wissen brauchte.

IJse erzählte ihrem Better von Italien, von ihrer Mutter, von dem behaglichen Leben auf dem schönen, alten Kastell, und wie schlecht es ihnen in Berlin gegangen, wie froh sie sei, daß sich der Vater so schnell wieder erhole.

Auch Bruno vertraute dem kleinen, niedlichen Väschen manches an — von seinen Studien und den Plänen der Mutter, die ihn für die Juristerei bestimmt habe, von der er aber sich angeekelt fühle.

„Nun — dann wirf's doch beiseite! Ich, wenn ich an deiner Stelle wäre, mich sollte man nicht zwingen.“

Man könne nicht immer so, wie man wolle; und er möchte seiner Mutter, die ihn sehr lieb hätte, keinen Kummer machen, erwiderte er.

Wie a Stab in ein' Bogelhäusel. Morgen werd'n wir ihn so
'wo finden — mausbein'tot!"

"Halt amal dein Schnabel!" unterbrach die Meisterin unwirsch
in Besorgnis um Franzl.

"Auwch!" stöhnte dieser und wand und krümmte sich, "mein
Bauch — i muß sterben — auwch!"

— mausbein'tot!" wiederholte Schani nachdrücklich.

"Ein' Doktor!" schrie jetzt der Franzl in höchster Seelenangst.
"Um Gottes will'n, schnell ein' Doktor! I stich — i — o mein
Gott, hätt' ich's nit 'tan!" — O Frau Meisterin, bitt' um Ver-
zeihung tausendmal! — i — hab die Wurst 'gessen, auwch!"

"Heiliger Jemine!" kreischte sie bei diesem unerwarteten
Geständnis auf. "Er is vergift!" Aber zugleich den Zusammen-
hang erratend, warf sie ihm unter mitleidigen Tränen vor:
"Siehst es, siehst es, dummer Bub; das is die Straf!"

"Du hast die Wurst 'gessen?" hatte jetzt auch der Schani auf
Franzl eingeschrien. "So, jetzt weiß man's."

Doch die Meisterin schickte ihn fort um
den Meister und um den Doktor.

Er ging; aber gar nicht so eilig...

Die Meisterin wußte unterdessen nicht
gleich, was anfangen mit dem Franzl, der
sich, laut stöhnend, der Länge nach auf die
Bank gestreckt hatte. Da fiel ihr ein, daß
sie einmal von Seifenwasser als einem sehr
guten Gegenmittel gehört... und alsbald
zwang sie eine Schale voll desselben dem
Wimmernden zwischen die Lippen: "Do
trink! Trink nur, 's is gut!"

In seiner Todesangst nahm Franzl das
Seifenwasser Schluck für Schluck, obwohl
es ihn schüttelte und sein Gesicht Zuckungen
machte, als wollte sich alles verschieben.

Da ward die Tür aufgerissen, und her-
ein stürzten verschiedene Leute: aus dem
Wirtshaus, wo Schani den Meister aufge-
stöbert; Nachbarinnen, welche bereits das
Schredensgerücht vernommen.

Ganz hinten endlich drückte sich Schani
herein: ihm schien alles bloß ungeheures Vergnügen zu machen.

Und alles schrie und riet und fragte in heillosem betäubendem Wir-
rarr: 'n Finger ins Maul stecken, daß er bricht!" Eine mitleidige
Samariterin besorgte es sogleich — mit wunderbarem Erfolg...

"Kalte Umschlag" am Kopf — Senssteig auf'n Magen!" meinte
ein anderer. "Das is alles Schmarr'n!" prokzte ein Dritter.

"Terpentinal her!" Und so schwärzte es, unterbrochen von den
Jammeräschzern des Bubens.

Glücklicherweise kam jetzt auch der Meister mit dem Doktor
angeleucht.

"Laß 'mal die Zunge seh'n!" redete der Doktor mitleidig den
Kranken an... "Da ist merkwürdigerweise nichts zu sehen" —
erklärte er dann. "Den Puls! hm — nicht sehr besorgniserre-
gend. Sind schon Brechmittel angewendet worden?... Ja —"
entkam er sich nach erhaltenem Bericht — "um welches Gift
handelt es sich eigentlich?"

Die Meisterin schob den Schani vor den Doktor. Und der
bekannte nun zur ungeheuren Verblüffung aller, daß die Wurst
— überhaupt nicht vergiftet war. Dies habe er bloß vorgegeben,
um dem Franzl ein Geständnis zu entlocken, damit der Herr
Meister endlich auch erfähre, wer eigentlich der Eierdieb ist. Er,
der Schani, habe deswegen lechthin "unschuldige Schläg" "trüget,
und das habe er verhüten wollen für die Zukunft.

"Da siehst man, was die Einbildung macht!" lachte der Doktor.

"Ja, ja, die Einbildung!" erzählte die Tischlerin. "Mein Mann
hat sich amal einbild't in sein' Kausch, er hat den Honig vor sich,
und hat 's halbe Häserl Deim ausg'schleckt!"

"So hab' ich doch recht g'habt damals," jagte der Meister
Wiringer zum Franzl, der sich bei der Nachricht seiner Rettung
tiefaufatmend aufgerichtet — "wie ich anstatt 'n Schani dich
ermischt hab' und g'sagt hab': 's alles eins!... Nixnüssiger
Dudmauser, du! Aber laß'n wir deine Todesangst heunt für
'was anders gelten!"

"Und du, hautschlechter Mistbub, du!" — nahm die Meisterin
den Schani vor — "verdienst von rechtswegen auch ein paar
für den Schreden, den du ang'richt' hast!" Von der Eier wegen
aber, die nun wohl endgültig Ruhe haben würden, erließ sie es
ihm auch.

Franzl aber lief plötzlich mit sonderbarer Eile aus der Stube.
Man sah ihn durchs Fenster über den Hof stürmen an einen stillen
Platz, wo er ganz für sich und ungestört war...

"Ja, ja," meinte die Meisterin, "das Seifenwasser! Das
Seifenwasser!"

Das Sandbad der Hühner.

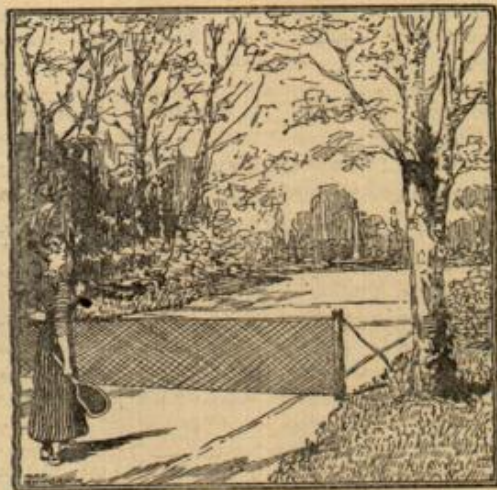
Um guten Gedeihen der Hühner ist ein stets brauchbares
Sandbad unbedingt erforderlich. Bekanntlich haben die
Hühner wie fast kein and' es Haustier unter dem Ungeziefer zu
leiden. Von ihm können sie sich selbst nur durch das Sandbad be-
freien. Unter heftigem Sträuben sämtlicher Federn suchen sie
durch lebhaftes Scharren möglichst viel Sand zwischen ihren
Federn hindurch an ihren Körper zu bringen. Dann stehen sie
auf und schütteln sich kräftig, wodurch nicht nur alle Sand-
teilchen abfliegen, sondern auch viel von dem ursprünglich an dem
Körper haften und in den Federn sitzenden Ungeziefer mit
fortgerissen und geschleudert wird.

Es liegt in der Natur der Sache, daß der Sand nicht zu grob
und unbedingt trocken sein muß. Für das Bad eignet sich am
besten feiner Sand, so wie man ihn am Strande findet, oder auch
feiner, getrockneter Flußsand. Auch ganz
feiner Kies — erforderlichenfalls durch Aus-
sieben von den größeren Steinen befreit
— ist hierfür verwendbar. Es empfiehlt
sich, den Sand mit Feuchtigkeit bindenden
Materialien zu vermengen, z. B. mit ge-
mahlener oder feingestochener Fabricschläde
oder Koks. Auch fein geriebener Torfmull
in geringer Menge dem Badesande beige-
mengt, wird gute Dienste leisten, ebenso
Staubkalk, an der Luft gelöscht. Auch Asche
— am besten gesiebte Steinkohlensche —
wird hin und wieder empfohlen; doch ist
sie nur da zu gebrauchen, wo das Sand-
bad unbedingt vor Nässe geschützt ist. Asche
und Kalk verleiden infolge ihrer chemischen
Eigenschaften außerdem dem Ungeziefer
jeden Aufenthalt. Den gleichen Zweck sucht
man auch dadurch zu erreichen, daß man
dem Sandbade eine Handvoll Schwefel-
blumen beimengt.

Man soll aber durchaus nicht anneh-
men, daß das Hühnervolk nur im Som-
mer mit Ungeziefer behaftet ist; auch im Winter wird es oft
genug von jenen Plagegeistern befallen. Darum ist es unbedingt
nötig, den Tieren auch in der kalten Jahreszeit genügend Ge-
legenheit zum Baden im Sande zu geben. Viele empfehlen, in
einer Stalle das Sandbad einzurichten. Doch ist das nur ein
sehr dürftiger Nothelf; denn abgesehen davon, daß der Sand
vielfach — und zwar in reichlichem Maße — durch den Kot der
Hühner verunreinigt wird, halten sich die Hühner nicht gar u-
gern im Stalle auf, in dem es meist recht dunkel ist. Wo die Hühner
freien Auslauf haben, wird sich in jedem Gehöfte unter einem
Schuppendach eine Ecke finden lassen, wo sich ein Sandbad, geschützt
vor Regen und kalten Winden und womöglich von der Sonne be-
schienen, anlegen läßt. Wo dem Geflügel nur ein Hühnerhof in
bescheidenem Umfange zur Verfügung steht, Sorge man dafür,
daß wenigstens ein Teil desselben fest überdacht ist. Dann werden
die Tiere und das ihnen gereichte Futter nicht nur vor Regen
und Schnee geschützt sein, sondern auch ihr Sandbad kann immer
in trockenem und daher brauchbarem Zustande erhalten werden.

Elegfried Herrmann.

Begierbild.



Wo ist mein Partner?

mer mit Ungeziefer behaftet ist; auch im Winter wird es oft
genug von jenen Plagegeistern befallen. Darum ist es unbedingt
nötig, den Tieren auch in der kalten Jahreszeit genügend Ge-
legenheit zum Baden im Sande zu geben. Viele empfehlen, in
einer Stalle das Sandbad einzurichten. Doch ist das nur ein
sehr dürftiger Nothelf; denn abgesehen davon, daß der Sand
vielfach — und zwar in reichlichem Maße — durch den Kot der
Hühner verunreinigt wird, halten sich die Hühner nicht gar u-
gern im Stalle auf, in dem es meist recht dunkel ist. Wo die Hühner
freien Auslauf haben, wird sich in jedem Gehöfte unter einem
Schuppendach eine Ecke finden lassen, wo sich ein Sandbad, geschützt
vor Regen und kalten Winden und womöglich von der Sonne be-
schienen, anlegen läßt. Wo dem Geflügel nur ein Hühnerhof in
bescheidenem Umfange zur Verfügung steht, Sorge man dafür,
daß wenigstens ein Teil desselben fest überdacht ist. Dann werden
die Tiere und das ihnen gereichte Futter nicht nur vor Regen
und Schnee geschützt sein, sondern auch ihr Sandbad kann immer
in trockenem und daher brauchbarem Zustande erhalten werden.

Elegfried Herrmann.

Ein kaltblütiger Spitzbube.

In Wien bemerkte ein umherlungernder Mensch, daß eine
Hausverwalterin, von der er wußte, daß sie keine Familie
hatte, eiligst ihren Posten verließ, um im Nachbarhause etwas
einzukaufen. Das Haus ließ sie offen. Schnell machte er sich
die Gelegenheit zunutze, betrat das Haus und die unverschlossene
Portierloge und fing an, die erreichbaren Wertgegenstände in
eine Dede zu packen, die er vom Tische riß. Eine gute Standuhr
von der Kommode machte den Anfang. Weiter kam er aber nicht,
denn die Frau erschien bereits wieder in der Tür. Der Mensch
verlor jedoch seine Geistesgegenwart nicht. Wohlwollend lächelte
er die erschrockene Frau an und sagte:

"Diesmal hatten Sie Glück, Madamchen! Wir kamen dazu,
wie ein Dieb mit Ihrer Uhr davonrannte. Zwei Herren bringen
den Kerl zur Polizeiwache, ich bringe Ihnen eben die gestohlene
Uhr zurück. Es ist nicht geraten, zu dieser Jahreszeit Haus und
Wohnung ohne Aufsicht zu lassen. Dafür treiben sich jetzt zu viele
Strolche umher."

Grüßend ging er davon, ehe die überrumpelte Verwalterin
Zeit gefunden hatte, sich zu vergegenwärtigen, daß sie ja viel
zu kurze Minuten weggewesen war, als daß sich ein solcher Vor-
gang darin hätte abspielen können, und daß dies obenein gar nicht

Und dazwischen lachten sie und neckten sich — Frau Isa fand ihre Worte noch mehr anstößig als das impassende Benehmen — neckten sie sich: „O du bosshafte Kröte!“ — „Da hast du was auf deinen Doktorshädel!“

Jetzt wollte sie aber doch ein Ende machen. Nur die Neugier überzog, bis zu welcher Vertraulichkeit es schon zwischen den beiden gediehen sei.

Bruno ließ den Zweig fallen, als Ise ihm dorb auf die Hand geschlagen hatte, und begann unter lustigem Lachen die Hängematte heftig zu schaukeln.

Ise freischte laut auf — höchst unfein, wie es Frau Isa vor- kam — und fuhr ihm zuletzt, als Bruno die Matte trotz ihres Protestes immer heftiger bewegte, in den rotblonden Haarschopf.

Und er ließ sich das gefallen! Ja, sie rauchten sich förmlich — sie rauchten!

Frau Isa ging der Atem aus vor Entsetzen und Arger. In ihrem Hause — in ihrem vornehm geführten Hause spielten solche Dinge sich ab. Wenn der Gärtner es sähe oder sonst jemand von den Leuten, es gäbe ein Gerede. Sie blickte sich ängstlich um.

Überhaupt, welch empörendes Benehmen — und noch viel schlimmer: welche Vertraulichkeit zwischen den beiden jungen Leuten! Es lief ihr ordentlich kalt über den Rücken bei der Perspektive, die sich plötzlich vor ihr aufst. Soffentlich war es noch Zeit; ein Ende zu machen — und sie wollte ein schnelles Ende machen. Am liebsten wäre sie scheltend dazwischen gefahren, jedoch mußte Szenen vermeiden, die in die Öffentlichkeit dringen könnten.

Nur ganz fachte und listig konnte man hier vorgehen — aber bald, ehe es zu spät wurde. Und sie beschloß zu handeln — nach zwei Fronten hin. Aber erst mußte dieser skandalösen Szene ein Ende gewacht werden.

(Fortsetzung folgt.)

Der gefangene Marder.

Eine lustige Geschichte von Joseph Kammel.

(Nachdruck verboten.)

Schustermeister Wixinger hodte mit seinen zwei Lehrbuben arbeitend beim „Bankl“, als Frau Sali, die Meisterin, die Werkstatt betrat, mit triumphierender Miene einen kleinen Gegenstand hochhaltend: „Jetzt hab'n wir den Marder!“ Wochenlang söhndete sie nämlich schon vergeblich und mit wachsendem Arger nach dem Eierdieb, und legte die schönsten Eier als Köder in die Falle. Auch diese verschwanden; der Marder jedoch fing sich nicht.

Meister Wixinger schob den grünen Augenschirm und die Brille auf die Nase, und seine Augen verkündeten über die rote Nase hinweg — von den nichtsnutzigen Rangen höchst unerbietig „Gimpel“ genannt — dem Missetäter nichts Gutes. „Das is ja a Schuhnagel!“ meinte er aber enttäuscht nach einigem Hinschauen. Bei ihrem Ausruf hatte er gemeint, sie bringe einen leibhaftigen Marder am Schweiß daher; und er vermochte also nicht sofort zu begreifen, wie ein Schuhnagel sich soweit vergessen könnte, Eier zu stippen. „Das is ja a Schuhnagel!“ wiederholte er gedehnt.

„Na, la Gassbock is 's net!“ gab sie giftig zurück. „Aber i mein' —“ und sie wies auf die zwei Lehrbuben — „der Marder hat zwei Füß' anstatt viere!“ Und das Unwetter richtete sich jetzt auf diese selbst: „So was! Da erwischt' i freilich nix! Aber der Krug geht solange zum Brunn', bis er bricht: der Schuhnagel, den einer von euch beim Nest verloren hat, hat euch verraten!“

Die Buben hatten während dieser feierlichen Ansprache so ruhig fortgearbeitet, als ginge sie die ganze Eiergeschichte nichts an. Jetzt erhob sich der Meister mit einem Gehaben wie zu einer großen Amtshandlung, und den berühmten Knierröcken „zum Gesecht fertig“ machend, herrschte er: „Also, heraus mit der Sprach! Wer is der Dieb!“

Keiner rührte sich. Fühlten sie sich so unschuldig, daß ihnen nicht die Haare gen Berg stiegen angesichts der drohenden Katastrophe? „Muß i nochmal fragen?“ donnerte der Meister.

Da hob Franzl, der größere, das verschlagene Gesicht mit dem etwas unsteinen Bild ein wenig und brach in einen Strom von Tränen aus: „I war's net, Herr Master! I hab' mein Lebtag noch kein unrechts Gut ang'rührt — i — i —“ stieß es ihn herzerweichend.

Da sagte der Meister „überzeugt“ den anderen, den Schani, am Stragen, und zog ihn von der Schustertreppe herunter, examiniert: „Sag, hast du dich schon jemals beklagen können, daß d' z'wenig Schläg' kriegt hast, daß du noch die Kurasch' hast zum Stehlen? . . . Han? . . . Ned!“

„Rein!“ bestätigte Schani seine größte Zufriedenheit. „Aber i war's a net, Herr Master!“ Er vollbrachte jedoch bei weitem keinen solchen Jammer wie sein gleichsam doch erst „im zweiten Treffen“ stehender Kamerad.

„So!“ höhnte der Meister grimmig, ohne loszulassen. „Viel- leicht legen also unsere Hennen Schuhnägel auch!“

„Leugnen tut er a noch!“ entsekte sich Frau Sali. „Wix'n nur sauber, den Mistbuben, daß ihm die noblen Passionen vergeh'n! . . . Aber mit Maß und Ziel!“ warnte sie gleichzeitig.

„Gräm' dich net!“ entgegnete er. „'s wird gut g'messen und gut zielt!“ und — Matsch — fuhr der Riemen das erstemal auf die prallgespannte Hose nieder.

„Au!“ — Matsch — „Au!“ . . . Bei jedem Hieb stieß er einen stärkeren Schrei aus. Plötzlich aber machte der Dub einen gewalt- samen Satz, riß sich los, und der Meister — eben mächtig aus- holend und in die leere Luft hauend — verlor das Gleichgewicht und schlug einen Purzelbaum vornüber, wobei seine langen Beine jetzt den ahnungslosen und noch immer in Tränen schwimmenden Franzl samt dem Stuhl zu Boden rissen . . .

Frau Sali sank vor Schreck auf eine Bank. —

„Frau Meisterin, der Bapp!“ schrie Schani warnend an der Tür — zu spät; sie hatte sich gerade in den vollen Pappenscherben gesetzt und den armen Kerl total zerdrückt.

Meister Wixinger lehnte nach einem Opfer und faßte daher den buchstäblich „zunächstliegenden“ — angeblich unschuldigen — Franzl bei Schopf und Ohren und schüttelte ihn so dorb, daß ihm angst und bange war, er würde ihm alle Zähne herausbeuteln. Vergeblich heulte er: „Herr Meister, i bin ja net der Schani, i bin ja der Franzl!“

„Das ist alles eins!“ wütete der Meister weiter.

Später — Meister und Meisterin stärkten sich in der Küche nach den Strapazen des Kampfes, die beiden Buben saßen wieder beim „Bankl“ und pflegten vorderst die bliesierten Körperteile — sagte Schani: „Das is mir zu dumm heunt! Schläg' hab' i wahr- lich schon g'nug kriegt, seit i Lehrbub bin; aber das waren die ersten unschuldigen!“

Franzl schwieg eine Weile, dann meinte er empfindlich: „Willst damit vielleicht sagen, daß i Eier g'stohlen hab'?“ Aber sonderbarer Weise senkte er schnell die Augen vor dessen eigen- tümlich forschendem Blick.

„Na, na!“ heuchelte Schani. Aber sein Schmunzeln verriet, daß er tatsächlich einen solchen Verdacht hegte. Und um sich für die „unschuldigen Hiebe“ zu rächen, beschloß er, Franzl zu „san- gen“. Dieß sich aber natürlich nichts merken und heuchelte die zärtlichste Freundschaft, die es zwischen Schusterjungen gibt. In der nächsten Zeit konnten die Hühner beruhigt Eier legen.

Die Frau Meisterin konstatierte keinen merkwürdigen Abgang. — Es war an einem stillen Sonntagnachmittag; die Sonne warf schon lange schräge Schatten vom Dachfirst in den Hof von Meister Wixingers Anwesen.

Die Meisterin richtete in der Küche den Lehrbuben das Nach- mahl an, und diese setzten sich hungrig dazu, als so unterm Essen Schani die oberflächliche Bemerkung hinwarf: „Jetzt ha'm wir das Luder amal dran'kriegt!“

„Von was red'st denn?“ fragte die Meisterin.

Schani schluckte erst einen Brocken Knödel in aller Gemüts- ruhe hinab. Dann gab er Auskunft: „Von dem Marder, der allweil über d' Eier geht.“

„Hast leicht d' Fall' aufg'rich't g'habt?“ fragte die Meisterin nun in gespannter Neugierde.

„Ja. Und als Köder a Knackwurst in d' Fall'n tan!“

„Na, und hat er sich g'fangt?“

„Die Wurst ist weg —“ berichtete der Schlingel in unbeschreib- licher Gemütsruhe, „aber der Marder auch.“

„O du!“ Die Enttäuschung war zu bitter. „So ham wir soviel wie alleweil!“

„Das glaub' i net, Frau Masterin!“ erwiderte jetzt Schani mit Überzeugung. „Die Wurst war —“ er schob ruhig zuerst ein Stück Knödel ins Maul — „vergift!“ . . . wenn er die g'essen hat — gratulier' i! — hat er g'nug; sticht er keine Eier mehr!“

Beider Blicke wurden hier plötzlich abgelenkt auf Franzl, dem der Löffel klirrend auf den Teller gefallen war und der sich an die Wand lehnte mit heraustretenden Augen. Schani jedoch, als bemerkte er nichts, fuhr renommierend fort: „So ein Gift is g'nug für ein' Elefanten; den müßt's zerreißen, als wenn er a Kar- tätschen g'schludt hatt!“

Franzl stöhnte.

„Was hast denn? . . . Jäh!“ eiferte Schani an, ohne sich selbst im geringsten stören zu lassen in seinem Appetit. Die Meisterin sah verwundert von einem zum andern.

„Mir is erbärmlich —“ wimmerte Franzl endlich leinstlaut. Die Hände hielt er über den Bauch gekrenzt, als fürchte er dort schon das Plagen der Kartätsche.

„Hast dich verkühlt?“ fragte die Meisterin besorgt; „is ein bißel Suppen und leg' dich nachher nieder.“

Schani machte ruhig weiter. „So einen vergifteten Marder wird's nit wenig zwidn. Das Gift fährt ihm im Bauch herum

Da hatte sie gelacht, sich auf einem Bein einmal um sich selbst gedreht und dazu mit den Fingern geschmaizt, wie es zum Entsetzen der hochgeborenen Frau Tante ihre Gewohnheit war.

„Ich habe meinen Vater gewiß lieb. Aber wenn er heute verlangte, ich sollte — na, was denn gleich? — z. B. euren ersten Buchhalter heiraten . . . weißt du, den Glaslöpsigen mit den Fischaugen — glaubst du, ich täte es?“

Da hatte er gelacht, war aber dabei rot geworden und schalt sie ein „Dummerchen“.

Ihre Erziehung nahm er auch in die Hand. Sie hatte in Sorrent eine italienische, später in Rom die deutsche Schule besucht, aber frühzeitig den Unterricht abbrechen müssen, als der Maler nach Deutschland übersiedelte.

Der Vater freute sich nun darüber, daß Bruno, den er schnell liebgewonnen hatte, hier helfend eingreifen wollte.

Wenn er in dem behaglichen Atelier saß und an dem großen, neapolitanischen Straßenbilde herumpinselte, das er nach seinen Skizzen zur Freude Jhes und Brunos begonnen hatte, dann erschien der junge Mann mit irgendeinem guten Buche, aus dem er ihnen vorlas und das Gelesene erläuterte.

Und weil sie den klassischen Boden, auf dem sich das alles abgespielt hatte, so genau kannte, so las er ihr ausgewählte Abschnitte aus Roms römischer Geschichte vor und machte sich gleichzeitig über Burckhardts Renaissancebuch her.

Zuweilen erschien auch der Kommerzientrat in solchen Stunden, drückte dem Bruder stumm die Hand, setzte sich in einen Ledersessel neben der Staffelei, vergnüglich eine Zigarre rauchend.

Während er sich mit den Augen an den Pinselstrichen des Bruders, mit den Ohren an der Vorlesung und den Kommentaren seines Sohnes erlabte, sprach er selbst kein Wort.

Einige Male war auch Frau Isa erschienen, aber zumeist als Störenfried.

„Bruno, du solltest doch lieber spazierengehen!“ oder: „Bruno, du darfst aber deine Studien nicht deshalb vernachlässigen!“

Er murmelte dann etwas: es sei ihm eine Erholung und Zerstreuung; aber gewöhnlich klappte er gehorham das Buch zusammen und verschwand hinter der Frau Mama.

Das Verhältnis zwischen Frau Isa und ihren Verwandten blieb in der kühlen Temperatur, die es von vornherein angenommen hatte.

Mit Vergnügen hörte sie zwar, wenn man in Fichtenrode ihre Verwandten lobte, den Maler sein, Jhes anmutig und interessant fand. Das galt dem Hause und der Familie. Darauf hielt sie sehr viel. Wie es auch im Innern aussehen mochte, nach außen mußte alles glänzend und einig erscheinen.

Es lag ihr im Blute, auf „gutes Gesicht“ zu halten, wie es Bruno einmal genannt hatte, der zuweilen sehr satirisch werden konnte, wenn nämlich die Mama nicht zugegen war. Sie rühmte daher vor den Leuten in der Stadt die liebe, kleine Nichte, die wieder Jugend und Frohsinn in ihr Haus brachte und ihrem Better eine so ihre Aufheiterung sei, und den lieben, guten Schwager Philipp, nach dem sich ihr Mann schon so lange gesehnt habe.

In Wirklichkeit war ihr der Zwang der Gastfreundschaft unerträglich. Sie stand „diesen Leuten“ kühl und ohne jedes Verständnis gegenüber.

Rein, sie verstand sie nicht — nicht ihre burleske Art, zu reden, wenn sie unter sich waren, nicht die freie Weltanschauung, mit der sie alle von Gott, Gütte und Weltordnung gesetzten Schranken überstiegen, einen großen Künstler oder Gelehrten zum Beispiel weit über hohe Geburt und Würden stellten.

Und diese Kunst, von der sie so viel Wesens machten! Im Grunde doch nichts als ein angenehmer Zierat, ein Zeitvertreib, ein Luxus für hochgestellte und reiche Leute.

Der Tochter uralt, aber wenig begüterten Schwertadel aus der laren, spar samen Mark, der Offizierstochter und Kleinstädterin, erschien trotz aller modernen Bildungsheuchelei, die den Künstler auf den Schild hob, ein solcher doch nur wie eine Art höherer Handwerker, der nicht in ihre Welt gehörte.

Sie hatte es innerlich nie recht begriffen, wenn sie in den Berliner Salons oder in Paris, wo sie einige recht angenehme Wochen verlebt hatte, dort so großes Wesen von „solchen Leuten“ machten. Schauspieler bekamen jetzt Orden, und der alte Menzel war sogar geädelt und zur Exzellenz erhoben worden. In gleichem Range wie ein kommandierender General schritt er als Ritter des schwarzen Adlers in feierlichem Zuge mit den allerhöchsten Herrschaften zum Ordenskapitel. Es erschien ihr unfassbar — eine Verhöhnung g.

Gunst, Herablassung: ja! Aber diese Gleichstellung stürzte alle ihre Anschauungen um. Die Auerkannten mußten man ja nun gelten lassen, und ein Professortitel — so gering sie ihm im Grunde ihres Herzens schätzte — war doch immer ein Titel. Aber nicht einmal das hatte ihr Schwager.

So wenig sie sich aus ihrem Gatten machte: daß er all seine Neigung und Aufmerksamkeit auf den Bruder und die Nichte

übertrug, das verlegte sie doch. Er ging ja beinahe auf in diesen Verwandten, die ihm so plötzlich ins Haus geschneit waren.

Es gab ihr stets einen Stich ins Herz, wenn er den Arm um den Bruder legte, ihn beim Gehen stützte, oder wenn er Jhes Carlottas Arm vertraulich in den seinen zog. Mit dem kleinen, schnippischen Ding verbanden ihn doch keine gemeinschaftliche Jugenderinnerungen.

Abtrügens schien diese Abneigung, die sich selten in einem lauten Wort äußerte — dazu war sie zu gut erzogen und zu vornehm — sie schien ganz gegenseitig zu sein.

Man war ebenfalls sehr höflich gegen sie; aber man schenkte ihr kein Vertrauen, man ließ sich ihr gegenüber niemals gehen, man fürchtete sie und verstummte, wenn sie ins Zimmer trat. Bei ihr war man eben zu „Besuch“.

Und die stolze Frau fühlte sich plötzlich wie ausgeschlossen aus ihrer Familie. War es nicht, als hätten die Eindringlinge ihr den Gatten und den Sohn geraubt!

Eine ganz besondere Abneigung hegte sie aber gegen ihre Nichte. Instinktiv fühlte sie heraus, daß das junge Mädchen — ein freches, kleines Ding nannte sie sie in Gedanken — sich innerlich über die stolze, feierliche Aristokratin lustig machte.

Und die Vertraulichkeiten mit Bruno waren ihr nun gar ein Brenel. Er war ihr einziger — eine Tochter hatte man früh begraben — und sie liebte ihn abgöttisch.

Seine Liebe sollte man ihr nicht stehlen. Und ein finsterner Argwohn, den sie sich noch nicht ganz largemacht hatte, schlug Wurzel in ihr. Er bereitete ihr Pein, wenn sie die Vertraulichkeiten zwischen den jungen Leuten sah. Daß diese „Zigeuner“ sie nicht liebten, hätte sie ihnen noch verzeihen können. Das beruhte auf Gegenseitigkeit. Aber sie fühlte sich auch gering geschätzt von ihnen, und das verlegte ihre Eigenliebe.

Auch ihr Gatte hatte einer anderen Welt angehört, als sie die Seine wurde. Aber mit welcher Ehrfurcht hatte er nicht zu ihrer gesellschaftlichen und geistigen Überlegenheit emporgeblidt.

Und täglich mußte sie diese Leute um sich haben, mußte freundlich gegen sie sein.

Frühstück und Abendessen nahmen Vater und Tochter zwar in ihrem Zimmer zu sich. Der Maler hatte eine besondere Diät und ging früh zu Bett. Aber zu Mittag speisten sie zusammen; und auch sonst lief man einander in den Weg. Fast freute sie sich nun, daß Bruno in einigen Monaten wieder fortlänge.

Und die Kleine mußte man eben über kurz oder lang verheiraten. Dann konnte der Vater zu ihr ins Haus ziehen, und sie war sie los.

Einige Male hatte sie auch schon den Schwager gefragt, ob er sich nicht beengt fühle in den Räumen. Aber der hatte ihr mit vielen Dankesworten versichert, wie wohl es ihm hier auf dem Boden seiner Väter sei.

Der Frühling kam dies Jahr früher als sonst, als könnte er nicht bald genug alle seine Reize vor den Heimgekehrten entfalten. Im Walde sproßten schon im März die Beilchen und gelben Primeln. Die Luft war warm und mild und doch von harziger Frische, wenn sie vom Inselberg herunterwehte in das stille, friedliche Tal. Die Leute setzten sich schon vor die Türen und strebten in ihren freien Stunden in den Wald hinaus. Nicht früh und lange genug konnten sie die würzige Luft einatmen nach hartem, strengen Winter. Und überall malte, pukte und segte man in Fichtenrode, um den Frühling würdig zu empfangen. Die Winterfenster wurden ausgehoben und die Sommerfenster von den fremden Thüringer Mägden blühsant gepußt.

Die Hausfrauen zogen blütenweiße Vorhänge auf und musterten die Frühjahrsgarderobe. Fröhliche Sorgen!

In großen Scharen kamen die Vögel aus den südlichen Ländern zurück in ihre wahre Heimat, alte Nester zu suchen und neue zu bauen. Die Kinder in der Schule waren gar nicht mehr zu bändigen. Der Herr Lehrer hatte seine liebe Not mit ihnen und seufzte heimlich, der eigenen Jugend gedenkend. Wie sie davonstürmten, die Rangen, sobald die Uhr Zwölfe schlug — hinaus ins Freie und in die Wälder, wo das junge Volk umherschwärzte.

Selbst über die alten Herren kam es so eigen wie ein stiller Rauch; und manchen, der sich im Walde heizgelaufen hatte, überfiel die Lust, den Rod auszu ziehen, sich ins Gras zu werfen oder sonst eine Tollheit zu begehen.

Er begnügte sich aber doch damit, ein Liedchen zu krähen, vom „Wandern, das des Müllers Lust.“ Und dabei sah er sich noch vorher schüchtern um, ob man ihn, den ehr samen Herrn Steuerinspektor oder Oberlehrer oder Kaufmann (Schnitt- und Manufakturwaren en gros und en détail nicht etwa singen höre.

Denn es könnte ihm bei seinen Vorgesetzten oder seinen Kunden schaden, wenn die Leute sagten: „Mit dem alten Esel ist es auch nicht mehr ganz richtig. Der sollte sich pensionieren lassen oder das Geschäft seinem Sohne abtreten.“

Dafür sangen aber die jungen Mädchen und die jungen Männer um so lauter. Denn sie hatten das Recht dazu; und die alten Tanten und Onkels zuckten nur lächelnd die Achseln und sagten, halb neidisch, halb überlegen: „Gott, die Jugend!... Weißt du noch, Mannchen — damals — einst im Mai?“



Zehnwurfer zum Ablenken der feindlichen Stellung im deutschen Schützengraben an der Arras-Front.

brunnen plätscherte und die Aprilsonne den Mai verhöhnend wolle und es keine Aprilrude gäbe.

Wenn man über den Bach ging, der einst die Mühle zum Klappern gebracht hatte, jetzt aber zum Teil abgelenkt und recht leicht war, dann kam man auf eine Wiese, ringsum von großen Fichten und Kottannen eingesaumt.

Der englische Rasen, zwar noch etwas niedrig, war sammetweich und gepflegt. Geschlängelte Wege durchzogen ihn; hier und da verstreut exotische Sträucher, von denen einer mit großen, roten Blüten blühte. —

Sonst hatte des Gärtners Kunsthiernur wenig getan.

Des hatte Bruno schon seit Jahren so gewünscht und einige steife, große Beete fortnehmen lassen, die Frau Nas pompöser Geschmaack früher hatte hier anpflanzen lassen. —

Ilse Carlotta lag in einer Hängematte zwischen zwei

riesigen Kottannen, die wie große Wächter vor einem kleinen Bossett exotischer Büsche standen. Eine weißgestrichene Gitterbank und ein kleines, rundes Tischchen ließen sich von einem dieser Bäumchen beschatten. Zu Füßen der niedlichen Faulenzerin aber stand ein Liegestuhl zum Zusammenklappen, in dem bequem ausgestreckt Better Bruno lag und der jungen Dame etwas vorlas.

Gleich einer echten Sybaritin blies sie den Dampf einer Papyrus in die Lüste, hatte sich ein wenig zur Seite gelehnt, daß sie dem Lesenden ins Gesicht blicken konnte, und ihren rechten Arm um den Kopf gebogen.

Von Zeit zu Zeit schaute er aus seinem Buch auf und ließ seine Augen mit Wohlgefallen auf dem schönen Bilde ruhen, um sie jedoch sofort wieder auf das Buch zu lenken, wenn er Ilse Carlottas klaren Blick auf sich geheftet sah. Ja, sogar rot konnte er dann werden, worüber sich Ilse ausschütten konnte vor Lachen. „Fräulein Bruno“ nannte sie ihn dann, und er lachte mit.

Sie waren eigentlich „heimlich“ hier. Um diese Zeit pflegte Ilse über ihren Büchern zu sitzen oder Aquarell zu malen, worin sie es unter Anleitung des Vaters zu einiger Fertigkeit gebracht hatte. Zuweilen war sie auch in der Küche, wo sie der Köchin allerlei italienische Kochkünste beibrachte und sich von ihr in die Geheimnisse der deutschen Kunst einweihen ließ.

Frau Na, die nie die Küche betrat und sich nur die Speisefolge vorlegen ließ, hatte die Achseln gezuckt und sie gewähren lassen.

Heute hatte Ilse durch das Mädchen einige Zeilen in Bruno's Zimmer geschickt: Es sei eine Sünde, bei solchem Wetter in der Stube zu sitzen. Sie ginge mit ihrer alten Hängematte nach



Ein Soldatenpoet: Max Junaidel.
Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H. (Mit Text).

hinten in den Garten. Er möchte ihr doch ein wenig vorlesen.

Auch Frau Na hatte der Sonnenschein ins Freie gelockt. Sie war nicht wenig erstaunt, als sie, auf einem kleinen Spaziergang durch den Garten begriffen, gedämpfte

Stimmen von jenseits des Baches dringen hörte. Sie ging schnell über den Steg, schlich vorsichtig hinter den Bäumen näher und blieb entsetzt stehen.

Dies war demnach doch zu stark, was sich da vor ihren Augen abspielte! Sie

mußte sich gewaltig zusammennehmen, um nicht scheltend dazwischen zu fahren. Ilse — man sah doch wahrhaftig die Fingernerziehung und das Blut der Mutter. —

Ilse schlug mit einem Tannenzweig nach Bruno.

Und der ernste, schüchterne, sonst ganz in seine Studien vertiefte Mensch pflückte sich auch einen ab und schlug zurück.



Deutsche Jugend in Preußen: Unterricht am Spinnrad.



Ernte. Nach dem Gemälde von A. Rappis. (Mit Text.)

möglich gewesen wäre, ohne daß sie im Nachbarladen es bemerkt hätte. Jedenfalls aber war der kaltblütige Spigbube längst über alle Berge, ehe sie sich über die Geschichte klargeworden war.

C. D.

Unsere Bilder

Ein Soldatenpoet. Der Krieg hat in dem jungen, 26jährigen Poeten Max Jungnickel tiefempfundene, vollstimmliche Lieder geweckt. Er ist in einem sächsischen Dorfe als Sohn eines Bahnwärters geboren.

Ernte. Wieder ein Bild vom alten Meister Kappis, der es so trefflich versteht, das Leben, Arbeiten und Treiben auf dem Lande zu schildern, wie es ist, und in den reichen Farbentönen wiederzugeben, welche die ländliche Natur in Überfülle zur Augenweide darbietet. Der staubblaue Himmel, von mächtigen Wolkengebilden durchzogen, die sich gewitterhaft zusammenballen, das gleißende Licht des Mittags, das das golden wogende Kornfeld mit einem silbernen Kask überstreut, die blauen Berge in der Ferne, und die in kräftigen Schatten hingeworfenen bewaldeten Hänge in der Nähe, und in all diese Herrlichkeit hineingebettet das kleine Dorf mit seinem bescheidenen Kirchturm, das allein schon ist entzückend dargestellt und tritt auch in der farbenlosen Wiedergabe unseres Bildes noch ziemlich ansprechend heraus. Dazu aber — zur Erntelandschaft das Erntegeschäft — wie bewegt es die in der Mittagsglut ruhende, schimmernde Gegend! Links vorne der hochgeladene Wagen und die freudige Bewegung der hinter ihm heimwandelnden Landleute. Glücklich streben sie den heimatischen Scheuern zu, eilends den kostbaren Schatz der Erde zu bergen. Andere, die im Vordergrunde, sind eben daran, zu laden. Emsig tragen sie Garben herzu, mit kräftigem Arm in freudigem Schwung bietet's einer hinauf auf den Wagen und droben steht ein anderer, die kostbare Gabe in Empfang zu nehmen und kunstgerecht zu legen. Denn dazu gehört eine gewisse Kunst, um drei oder vier Gelege schön ineinandergefügt aufeinanderzutürmen, darauf hat der Bauer keinen geringen Stolz. Eine dritte Partie aber ist erst am Schneiden. Der Mann in der Lederhose mit der Sense, die Frau mit der Sichel und am Binden. Die ganze angestrenzte, emsige und doch so frohe Tätigkeit des Landvolks in der Ernte ist auf diesem Bild künstlerisch und lebendig vereinigt. Selbst das Ahnenlesen der Armen, diesen schönen Zug, der schon durch die Bibel geheiligt ist (Ruth 2, 2), hat der Meister nicht vergessen. Auch sie sollen ihren Anteil haben an dem Segen Gottes. So ist alles treu mit tiefem Verständnis des ländlichen Lebens wiedergegeben. Wer in Schwaben wohl bekannt ist, meint, die Landschaft wiederzuerkennen, und wer längere Zeit unter dem Landvolk gelebt hat, freut sich jeden Zugs in diesem scheinbar so einfachen und doch so mannigfaltigen, reichen Leben. Die neuere Richtung in der Kunst und Kunstauffassung ist diesem Ins-Einzelne-Gehen in der Malerei nicht hold, das Volk empfindet anders. Eine künstlerische, aber möglichst getreue Wiedergabe seiner Welt, das ist's, was es anspricht. Deswegen werden die Altmeister der Kunst, wie Kappis, in den natürlich und nicht rein künstlerisch empfindenden Kreisen immer hoch in Ehren bleiben und verstanden werden.



Auch ein Grund.

„Wie der Krieg doch die Ansichten ändert. Wie ich hörte, sind Sie in den Vegetarischen Verein eingetreten?“
„Ja ja; wissen Sie, ich möchte Leute kennen lernen, die für ihre Fleischmatten keine Verwendung haben!“

Allerlei

Wohlthätige Kopfwäsche. In dem eigenhändigen Tagebuch des Herzogs Johann Friedrich von Württemberg findet sich folgende „Wohlthätigkeit“ aufgezeichnet: „Heute — den 24. Jänner — hab ich mir den Kopf waschen lassen, so in drei Jahren nicht geschehen; ist mir gar wohl bekommen!“

Zweierlei Husten. In dem berühmten Dr. Heim in Berlin, dem Leibarzt der Königin Luise von Preußen, kam eines Tages ein Lebemann, der über argen Dauerhusten klagte. Der alte Arzt sieht sich seinen Patienten scharf an und sagt: „Ja, seh'n Sie mal, es gibt zwei Arten von Husten: der eine, der sogenannte Schaffhusten, kommt vom — Saufen, der andere aus der Lunge. Aus der Lunge kommt Ihr Husten nicht!“

Fürst von Kaunitz. der österreichische Staatskanzler Maria Theresias, zeigte einst dem preussischen Gesandten am Wiener Hofe die Vorräte an Waffen, Munition und anderem Kriegsgerät, die im Zeughaus aufgestapelt lagen. Der Gesandte konnte sein Erstaunen über die Reichhaltigkeit der Vorräte nicht unterdrücken, bemerkte aber schließlich mit spöttischem Lächeln: „Pulver und Blei gehören ja wohl zum Kriegsführen, aber —“. Der Kanzler ließ ihn nicht zu Ende sprechen, sondern bat ihn, ihm in einen andern Raum zu folgen. Er führte ihn in die Gewölbe, in denen ganz bedeutende Mengen gemünzten Goldes und Silbers aufbewahrt wurden, und sagte, das Gesicht ebenfalls spöttisch verziehend: „Hier haben wir das „Aber.““ P. D.

Gemeinnütziges

Altematis lieben regelrechte Feuchtigkeits; trocknen die Wurzeln ein, so gehen die Pflanzen schnell zugrunde. Um dem vorzubeugen, sollten die Wurzelstöcke mit Kuhmist belegt werden, wozu es im August noch Zeit hat.

Das Scheren der Weizendornhecken im August hat eine größere Dichtigkeit der Hecken auf die Dauer zur Folge. Beim Scheren im Mai werden eine Menge Vogelnester zerstört.

Für Hasanenvolieren ist hochgelegenes, trockenes Terrain am besten geeignet. Es muß aber gegen scharfe Nord- und Ostwinde geschützt sein.

Entfernung von Grünspan. Am einfachsten ist es, die Kupfergegenstände mit Essig abzureiben, da sich Grünspan in diesem leicht auflöst. Hat sich aber der Grünspan im Innern eines Messinghahnes gebildet, dann empfiehlt es sich, den Hohlraum mit einem aus Sand und Essig bereiteten Brei zu reinigen.

Das Einfädeln der Nadeln ist für Schwachlichtige oft ein hartes Stück Arbeit. Wesentlich erleichtert wird sie, wenn man etwas weiches Papier oder Stoff hinter das Nadelohr hält.

Nadelhölzer lassen sich wie im Mai so auch im August gut verpflanzen. Die Arbeit wird vorgenommen, sobald die Triebe eine gewisse Reife erlangt haben. Ein paar Tage vorher werden die betreffenden Pflanzen tüchtig angegossen.

Betommen Hühner zu viel Salz, so kann leicht Legenot eintreten.

Gefüllte Fläddlein. Man bereitet mit einem Ei, Mehl, Wasser und Salz einen dünnen Teig und backt auf der mit einer Speckschwarte ausgefachten Pfanne dünne Fläddlein, die man entweder mit einer Fleischsoße oder auch mit folgender Fülle füllen kann: Ein Rest Spinat, 2 bis 3 Brötchen, Zwiebel, Petersilie, Salz. Die Zwiebel und Petersilie wird fein gewiegt und gedämpft und damit die in Wasser erweichenden gut ausgebrühten Brötchen abgedeckt, der Spinat wird daruntertermischt und das Ganze mit Salz, Pfeffer, Mustard abgeschmeckt. — Die gefüllten, aufgerollten Fläddlein legt man dicht nebeneinander in die Auflaufform, übergießt sie mit einer halben Tasse Milch, schiebt, wenn man hat, Käse darüber und backt sie eine halbe Stunde in der Mühle.

Stark erhitte Pferde sollten nie bei leerem Magen getränkt werden, sondern es muß ihnen vorher angefeuchtetes Trodenfutter gereicht werden.

Abhärtung des Kindes. Kinder unter zwei Jahren dürfen überhaupt nicht abgehärtet werden. Die Möglichkeit der Abhärtung wächst erst mit dem Lebensalter des Kindes. Die geeignetste Zeit für die Abhärtung ist der Sommer, demnach der Herbst, weniger der Frühling, am wenigsten der Winter. Bis zum vierten Lebensjahre bleibt die Luftabhärtung die wichtigste Maßnahme. Man gewöhnt die Kleinen daran, die Zimmertemperaturen bei leichter Kleidung zu ertragen. Später kann man mit Waschungen von 25 Grad Celsius beginnen. Kalte Bäder sollen bei Knaben und Mädchen nicht vor dem siebenten Lebensjahre an verabsolgt werden.

Leisten-Rätsel.



Die Buchstaben in obiger Figur sind so zu umstellen, daß die entsprechenden wogerechten und senkrechten Reihen gleichlautend sind und Worte folgender Bedeutung ergeben:
1) Eine Farbe.
2) Ein deutscher Fluß.
Julius Fald.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Bilderrätsel.



Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriffs: Schanz, Trant. — Des Verschrätsfelds: Nikolaus Penau — Ungarn.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Carl Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.